

Rainer Willert

Über die Literaten – die Meister der Lüge?

Diese:

- Jongleure der Worte und Sinne
- Erfinder des Guten, Wahren, Schönen
- Verwerter des Geheimsten wie Banalsten
- Dompteure des Unglaublichen
- Seher des Verborgenen
- Verkünder des Kommenden
- Stifter von Orientierung
- Produzenten von Halt und Haltung
- Lizenzträger zum Töten, wie zur Gnade
- Zerstörer der Illusionen
- Erschütterer von Gewissheit

Hinter solch glitzernder Vielfalt können nur die Literaten stecken, auserwählte Damen und Herren, selbstlos die einen, eitel die andern, die sich gefragt oder ungefragt äußern, unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu U oder E (zur Unterhaltung oder zum ernsten Fach). Was sie berühren, wird Teil der Welt, die sich mal unter dem Label »frei erfunden«, mal als »wahre Begebenheit« präsentiert. Solch wundersame Vielfalt führt dazu, die Schreibkünstler für einen Haufen begnadeter Genies zu halten – oder vielleicht doch nur für verschlagene Lügner?

Lügner, keine schmeichelhafte Bezeichnung; trifft sie des Pudels Kern oder siedelt die Wahrheit über die Zunft der Schreiber vielleicht irgendwo in der Mitte? Weder noch; die Antwort liegt in der Summe, denn anders als beim vulgären Lügenbeutel, den der eigene Vorteil gegenüber dem Belogenen treibt, sind die Schreibkünstler am Vorteil aller orientiert. Ihr wahres Motto, auch wenn es von keinem Buchrücken prangt, lautet Win-Win und gerade nicht Nullsummenspiel. Literaten, wenn sie aufbauschen, verbergen, vorgeben,

täuschen oder verwirren, streben nicht nach Verrat. Ihr Blendwerk setzt nicht auf die primitive, einseitige Lügenfunktion. Ihr Anliegen, im Gegenteil, ist die große, die umfassende Nutzbarmachung des Lügensumpfs. Der Dichter schwarz auf weiß verfasste Gespinste fließen aus lauterem Herzen. Die darin ausgebreiteten Lügen dienen als geniale Vehikel, um in fremde, unbekannte Sphären zu gelangen, wobei, wiederum genial, ein und dasselbe Vehikel sowohl nach dem Kommando des Urhebers wie der Rezipienten navigiert.

Und so wie die Schreiber, die lügen, nicht lügen, um zu lügen, so zeichnet auch deren Mittel – Inhalt und Form – die Besonderheit aus, dass sie nicht sind, was sie sind. Nur auf den ersten Blick scheint die Verquickung von Inhalt und Form simplen Matrjoschkas vergleichbar, die, wie die echten Püppchen, auseinander hervorzugehen pflegen. Bei genauerem Hinsehen jedoch bleiben Inhalt und Form zusammen, bilden eine Einheit, einen unauf löslichen Doppelpack, genannt Literatur. Und als Einheit, Einzellern gleich, trägt Literatur aus sich selbst heraus Früchte, entfaltet Eigenleben und Wirkung.

Vor ihrem Zusammenwachsen zur Literatur jedoch stehen Inhalt und Form als Einzelne glasklar für sich; für die Aufhebung der Trennung sorgt eine neuerlich genial verlogene Täuschung, diese nun unter der harmlosen Bezeichnung: Mimikry. Form erscheint hier wie Inhalt, Inhalt wie Form. Und wer dabei vorgibt, wie die Schreiber es tun, dass die Teile schnurstracks gemeinsam, als Paar, aus der bekannten Welt hervorgetreten sind, der treibt ein Spiel mit den (Aus)Geburten seiner Phantasie, wobei das gegenseitige Mimikry umso täuschender wirkt, je passender – oder im Gegenteil unpassender – die Attribute und Metaphern klingen, mit denen die Dichter ihre Figuren und Situationen schmücken.

Die Ausschmückung der Protagonisten und das abwechslungsreiche Wie ihrer Posen (oder Possen), die sie in Raum und Zeit zur Aufführung bringen, trägt dazu bei, dass ihre Camouflage als echt erscheint. Wie in der christlichen Trinitätslehre von dem Einen Gott in drei Personen präsentiert auch der Poet – zugegeben ein ambitionierter Vergleich – Vielfalt als Einheit. Aus einzelnen Akro-

baten, die durch die Kuppel kreuzen und aus allen Ecken springen, entsteht im Zusammenspiel eine neue Einheit, ein Feuerwerk, eine Choreografie, ebenso wie aus vielfältigen Instrumenten die jeweils einzelne Komposition erklingt, die die Lauscher verzaubert, verwirrt, umtost oder umschmeichelt, und die selbst nachdem der akustische Nachschub längst versiegt, nachwirkt, erbaulich oder zerstörerisch, mit unabsehbaren Folgen.

Weit entfernt von ominösen Täuschungen, von Mimikry oder gar der Nutzbarmachung eines tückischen Lügensumpfs rauft sich gerade ein ganz konkreter Literat die an sich schon strubbeligen Haare. Figuren schmücken, ja das würde er gerne, nur wie, und überhaupt, zu welchem Ende, warum? Dazu kommt ihm heute partout nichts in den Sinn. Ein jammervolles Bild, das er da abgibt: wolkig, konturlos wie ein Alien, das sich in Luft auflöst, wird er mehr und mehr von seinem ansonsten doch so zweckdienlich zurückhaltend eingerichteten Ensemble aus Stuhl, Tisch und PC verschluckt, bis – ja was ist denn das? – bis der milde Anflug eines Lächelns sein Antlitz, und nicht nur das, seinen ganzen Körper zu rematerialisieren scheint. Durch ihn hindurch geht ein wachrufartiges Zucken, gefolgt vom geschwinden Aufstützen der Hände, das sogleich – tapp, tapp – übergeht in zwei, drei grandios federnde Schritte und schon steht er aufrecht – auf Augenhöhe – an der Wand, vor dem Spiegel. »Früher – so sieht man, spricht es dort aus bartlosem Gesicht – früher hättest du jetzt erstmal eine geraucht.« Das demonstrative Schweigen danach ist gefüllt mit gespiegelten Grimassen, die zu nichts anderem dienen, als der stolzen Präsentation von gepflegt belaglosen Zähnen im makellosen Gebiss einer Frau.

Je ausgeschmückter und verrätselter oder auch umgekehrt, je purer und klarer die Schreiber ihre Figuren einerschreiten, ihre Puppen und Situationen tanzen lassen, umso praller füllen sie sich mit vermeintlich richtigem Leben. Die Attribute und Metaphern sind es, die das Erdachte greifbar, begreifbar und somit glaubhaft machen. Wohl kaum ein Leser zum Beispiel ließe sich von einem simplen Geist aus der Ruhe bringen, der ihm soeben – attributlos

– mit einem schlichten »Hallo, ja ich bin's, das Nachtgespenst« aus der Buchseite erscheint. Entschieden mehr Eindruck macht jenes in eisige Scheu gehüllte Phantasma, das die zur späten Nachtstunde in allen Ritzen gebietende Lautlosigkeit mit seiner noch unerhörteren, aus den einsamen Tiefen der Ewigkeit gesogenen Grabesstille verdrängt, wodurch die Herzschläge der Schlaflosen, erschreckt über ihr eigenes Dröhnen, abrupt versiegen.

Phantastisches mit Stinknormalem aufzumischen, es im Konvoi – wie die Fische im Wasser – mit dem Alltäglichsten dieser Welt schwimmen zu lassen, ist geradezu ein Muss, mit dem sich die schreibende Kunst auf ihren trügerischen Pfaden bewegt. Überbordendes ebenso wie dessen mageres Gegenteil, Zurückhaltung oder Kargheit, sowie all die Nuancen dazwischen, bilden ihr Spektrum.

Und dazu kommen die Toten, Tote, immer wieder Tote füllen die Seiten der Schreiber; üblicherweise nur wenige davon sind es hingegen bei der soeben genannten, sich spiegelnden Person, deren »bartloses Gesicht« und insbesondere »makelloser Gebiss einer Frau« sie letztlich als männlich verkleidete Schreiberin enttarnt. Auch sie pflegt gelegentlich gnadenlos hinzurichten. Aber gerade die übelsten Stinkefinger nicht. Die lässt sie – überdurchschnittlich häufig – entkommen ... allerdings ohne schonende Absicht. Vielmehr liefert sie sie – besonders perfide – einem ganz anderen Richter aus: dem öffentlichen Gerechtigkeitsempfinden, repräsentiert durch die Leser.

Die mitfiebernden Leser – natürlich nicht nur wie im exemplifizierten Fall der Spiegelfrau – sind die treibende Kraft des Dramas. Literatur ohne Rezipienten bliebe per se ein harmloser Haufen gefangener Buchstaben. Die Leser, immer als notwendiger Teil des Komplotts, fungieren zuallererst als Buchstabenerwecker, um danach, im Idealfall, zu Fortentwicklern des Stoffs, zumindest aber zu willfährigen Tätern zu mutieren; losgeschickt im sublim verpackten Auftrag von bewusst nachlässigen – und somit doch wohl raffiniert verlogenen – Autoren.

Was so harmlos daherkommt, wie »will doch nur schreiben«, trifft in Wahrheit David Humes' Diktum vom Dichter als »pro-

fessionellem Lügner«, dessen Schilderung den Lesern beim radikalen Weiterdenken ein Maximum an Mitwirkungsmöglichkeiten und somit kreativem Vergnügen garantiert. Ein klassischer Fall von Win-Win.

Die Meisterschaft solcher Virtuosen des kognitiv nicht Vorhandenen hat viele Mütter und Väter, wobei grundsätzlich gilt, dass es die Lüge im Gegensatz zur oft unbequemen Wahrheit effektiv leichter hat, geglaubt zu werden. Allerdings wird diese Behauptung sogleich suspekt, weil sie allzu glaubwürdig klingt.

Glaubwürdig oder nicht; auch nach Nietzsche hat die Lüge leichtes Spiel: »Der Mensch hat einen unbesiegbaren Hang, sich täuschen zu lassen«, schreibt der Philosoph in seinem Essay »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«, und er blickt dabei, wie per Überschrift avisiert, tatsächlich weit über moralische Erwägungen hinaus. Nicht die berechtigte Empörung über das »Beschädigtwerden durch Betrug« ist sein Thema, sondern der »rätselhafte Wahrheitstrieb«, mit dem die Lüge beginnt. Sie beginnt – ja womit denn – nicht mit Henne oder Ei; die Lüge beginnt mit Mensch und Sprache, wobei es ursprünglich darum geht, die Welt kreativ in Worte zu fassen. Danach aber wird vom Menschen – selbstverliebt, überheblich – vergessen, dass er mit dem Benennen lediglich einen begrenzten Schöpfungsakt betreibt, der noch lange nicht die letzte und einzig mögliche Wahrheit über das Benannte auszudrücken vermag. »Nur durch Vergesslichkeit« – so Nietzsche – »kann der Mensch je dazu kommen zu wähnen, er besitze eine ›Wahrheit‹ ... Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht kommen.«

Es ist die Vergesslichkeit, die davon entbindet, die Welt permanent neu erfinden, benennen, ihr immer neue Lügen auftischen zu müssen und sich dann auch noch für deren Verbreitung, Durchsetzung, Verwahrheitlichung abzurackern. Wer, beziehungsweise was aus diesem Rhythmus des Vergessens ausschert, sei, so Nietzsche, die Wissenschaft. »Wie die Biene zugleich an den Zellen baut und die Zellen mit Honig füllt, so arbeitet die Wissenschaft unaufhaltsam an jenem großen Kolumbarium der Begriffe, der Begräbnisstätte der Anschauungen, baut immer neuere und höhere Stockwerke ...« Und ebenfalls keine Ruhe, man ahnt es bereits, gibt, frei nach Nietzsche, die schreibende Zunft, gibt »... der Intellekt, jener Meister der Verstellung Jenes ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe, an das sich klammernd der bedürftige Mensch sich durch das Leben rettet, ist dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegenen Kunststücke: und wenn er es zerschlägt, durcheinanderwirft, ironisch wieder zusammensetzt, das Fremdeste paarend und das Nächste trennend, so offenbart er, daß er jene Notbehelfe der Bedürftigkeit nicht braucht und daß er jetzt nicht von Begriffen, sondern von Intuitionen geleitet wird.«

Von nichts, geschweige denn von Intuitionen geleitet, vielmehr still und starr blickt mittlerweile der Spiegel von seiner Wand; kein makellostes Frauengebiss posiert mehr aus ihm heraus, und nicht nur das: die Spiegelfläche scheint verschmutzt, nein, sie ist grau, schwärzlich grau und matt, ohne lockendes Strahlen; Spieglein, Spieglein, was bist du für ein komisches Teil, vielleicht nur ein Bildschirm, der, jetzt ausgeschaltet, vorher eine verführerische Werbeeinblendung der umtriebigen Dentalindustrie zeigte? Dazu passend, wenn es so wäre, säße im Zimmer am Schreibtisch wohl wieder ein männlicher Autor und also doch keine, die Leser täuschende Frau?

Im Moment, ganz ehrlich, sitzt überhaupt niemand dort, keine professionelle Lügnerin, kein Meister der Verstellung, kein freigewordener Intellekt. Sein/ihr/der Platz ist verwaist, der Laptop zugeklappt, der Stuhl davor akkurat auf Abschied platziert, mit den

Armlehnen knapp, ein, zwei Zentimeter von der Tischkante entfernt. Dazu die Türe geschlossen, das Licht gelöscht, von nebenan nichts, kein Geklapper, auch kein Geplapper zu hören, ebenso null Toilettengeräusch, das durch die Rohre dringt, was summa summarum auf mehr als eine nur kurze Unterbrechung des hier frei erfunden wiedergegebenen Schreibprozesses deutet.

Unabhängig von ihrer Dauer sind Unterbrechungen herbeiführende Abwesenheiten von Autoren insofern geschlechtsneutral, als sowohl männliche wie weibliche Abwesende das Gleiche hinterlassen, nämlich Lücken. Lücken, in die vieles passt, nicht zuletzt Gedanken der Leser. Eine belesene Leserin zum Beispiel meint hinein in die Lücke: jetzt will er wahrscheinlich, dass ich dem Schurken ans Leder gehe. Und ein in verschwörungstheoretischer Praxis gewiefter Rezipient postet verschmähte Fakten, flankiert von massenhaft durch Follower-Bots generierte Likes.

Fakt ist: die Lage ist verwirrend, und die Schriftsteller, mittendrin, sind zugleich das Problem und die Lösung. Die Lügen der Schriftsteller, freundlicher ausgedrückt, ihre verwegenen Kunststücke, aus denen die Vergesslichkeit nur allzu gerne geglaubte Wahrheiten transformiert, werden von den Schriftstellern selbst durch immer neue Kunststücke verdrängt. Ihnen gelingt, was Augustinus beweint: »Doch ich in meiner Habsucht wollte dich nicht lassen und wollte doch mit dir zugleich die Lüge auch besitzen; wie ja kein Mensch so in der Lüge ist, daß er nicht selber wisse, was die Wahrheit sei. Und so verlor ich dich, weil du dich nicht besitzen lassen willst zusammen mit der Lüge.«

Alles klar? Selbstverständlich nicht, deshalb zurück auf Los, und von dort zu etwas anderen Schreibern, denen nicht die Kunst, sondern kurz gesagt Böses – »Habsucht« in der Diktion des Augustinus – die Feder führte. Zurück also zu Figuren wie Nero, Mussolini, Stalin, Hitler, Mao, Kim Il-sung, Gaddafi, Saddam, Nyázow und Karadzic, alles Männer, nebenbei bemerkt, Autoren, denen ihre Schreiberei nicht (mehr) reichte. Als schreibende Despoten, die auf die Überwindung der Schrift durch die reale Gewalt hingearbeitet

haben, sind sie schließlich in ein- und demselben Sammelband mit dem Titel »Despoten dichten. Sprachkunst und Gewalt« gelandet. Da lob ich mir die konventionellen Meister der Lüge mit ihrem menschenfreundlichen Win-Win.

»Verlogener«, das hat zwei Seiten. Die eine bezieht sich auf das, zu dem die Lüge unlösbar in Beziehung steht, auf die Wahrheit. Lüge ist, was nicht der Wahrheit entspricht. Wahrheit ist jedoch jener Zielpunkt, den zu erkennen nicht mehr möglich ist. Wenn aber Wahrheit nicht mehr erkennbar ist, wenn wir es sogar so ausdrücken können, daß es für uns diese Wahrheit nicht mehr gibt, dann ist das Verlogene, Verlogener das Wahrere. Das Verlogene ist wahrer als die Wahrheit, die es nicht gibt. Das ist die andere Seite. »Fiktiv« bedeutet dann auch nicht mehr fingiert oder vorgegeben, sondern es ist das Vorläufige, das erst einmal Festgehaltene, die Konsequenz des Momentanen.
– Helmut Heißenbüttel